



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Erprobte Glaubeastreue

Zum Fest des kostbaren Blutes

Ihr Wunden Jesu, seid begrüßt,
Der höchsten Liebe Unterpfand,
Aus denen alles Heil uns fließt:
Preis euch durch Himmel, Meer und Land!
So leuchtet keines Sternes Licht,
So duften Ros' und Balsam nicht,
So kostbar ist kein Edelstein,
Als ihr, ihr heiligen Male sein!
Aus euch kommt uns das höchste Gut,
Aus euch quillt uns das heilige Blut,
Der einzig große, teure Preis,
Zum Loskauf für den Erdenkreis.
Auch ich Unwürdiger bin erkauf't,
Auch im Gnadenstrom getauf't,
Der aus des Heilands Wunden fließt.
O Gottesblut, sei mir begrüßt,
Das meine einz'ge Hoffnung ist.

3

Erprobte Glaubenstreue

Von Schw. M. Stanisla

Dorothy war ein sehr talentiertes Kind; die Eltern waren jedoch zu arm, um es ausbilden zu lassen. Mit vieler Mühe und Not und so manchem gebrachten Opfer durfte sie ein paar Jahre eine Schule besuchen; doch dann mußte Dorothy durch ihrer Hände Arbeit dem häuslichen Kraal nützlich sein. Froh und heiter griff sie jede Arbeit an, und mit ihrer ungewöhnlich klangvollen Stimme sang sie dabei immer die ergreifendsten Melodien. Ruhig und friedlich floß das Leben dahin, und keiner war glücklicher als Dorothy.

Da kam eine Wendung in ihrem Leben. Der Vater verlangte nach den Goldgruben zu gehen; dort glaubte er, wie viele andere, sein Glück zu finden. Bald war Dorothy auch wirklich in den Taumel der Großstadt verwickelt und nahm in derselben einen Dienst an. Treu wollte sie ihrer Herrschaft sein, treu aber auch ihrem Gott, denn sie hatte einen guten religiösen Geist. Tag für Tag sah man sie in der Kirche beim heiligen Messopfer. Ihre bescheidene, zurückhaltende Frömmigkeit lenkte bald die Augen des Priesters auf sie, und da sie ein eifriges Marienkind war, wurde sie bald einstimmig zur Präfektin der Marianischen Kongregation ernannt.

Jahre waren vergangen. Dorothy war von so manchem schwerem Leid heimgesucht worden. Beide Eltern hatte sie in

kurzer Zeit verloren, und nun war sie allein auf sturmbewegtem Lebensmeer. Wohl hatte sie ein Heim bei ihrer Tante gefunden, doch was war das gegen den väterlichen Kraal. Dorothy war jedoch ganz ergeben in Gottes heiligen Willen und ging ganz auf in der Liebe und Sorge für die ihr anvertrauten Marienkinder. Sie war es auch, welche die kranken Mitglieder der Kongregation aufsuchte und ihnen ihre Lage verbesserte. Mit eigener Hand griff sie zu, wenn sie Kranke in einem verwahrlosten Kraal fand. Obgleich ein armes Kind eines Eingeborenen, so hatten ihre Eltern ihr doch den besten Erbteil hinterlassen, den treubeforgte Eltern ihren Kindern nur hinterlassen können. Ein tiefer Glaube und eine wahre, aus dem Herzen entspringende Herzensbildung, war diesem Kind eigen. Mit einer gewissen Selbstverständlichkeit tat sie das Gute, spendete Licht und Sonne, wo sie es gar nicht ahnte, und wenn immer sie einen Kraal betrat, so erheiterte sie jedes bedrückte Herz. Die Mitglieder der Kongregation trugen eine wahre Liebe zu ihrer Präfektin, und auch der Priester der Native-Mission dieser Weltstadt schätzte seine Präfektin als eine treue Stütze. Was er ihr anvertraute, das war getan, und er konnte unbesorgt sein. Sie wirkte unter ihren Marienkindern mit wahren apostolischem Eifer.

Müden Schrittes betrat eines Tages der eifrige Missionar sein Zimmer und ließ sich in einen bereitstehenden Sessel fallen. Des Tages drückende Hitze hatte seinen Missionsgang in die umliegenden Wohnungen der Eingeborenen sehr erschwert, und er fühlte sich seiner wohlverdienten Ruhe sehr bedürftig. Kaum hatte er den Gedanken gefaßt, daß er nun etwas zu ruhen gedenkt, da wurde auch schon an die Tür geklopft. Der Priester öffnete. Schüchtern begrüßte ihn Dorothy und blieb verlegen an der Tür stehen. Der Priester begann jedoch mit ermunternden Worten: „Nun, Dorothy, hast Du wieder etwas Neues für die Kongregation erfunden?“ Dorothy schwieg; und als er sie nochmals aufforderte, da entgegnete sie: „Nein, ich komme heute mit einer Privatangelegenheit.“ Doch weiter konnte sie nicht reden. Der besorgte Seelenführer versicherte ihr nun, daß sie seiner Hilfe gewiß sein könne. Die Präfektin jedoch schüttelte fragend den Kopf und meinte: „Ich weiß nicht, ob Sie mir in diesem Fall so schnell ihre Hilfe zusagen werden.“ — Es entstand eine lange Pause. Priester und Präfektin schwiegen. Jeder hing seinen eigenen Gedanken nach. Endlich brach Dorothy das unheimliche Schweigen. „Ich bin im Begriff, Eduard Green zu heiraten“, sagte sie und wick den Blicken des Priesters aus. „Eduard Green“, wiederholte der Priester und schüttelte traurig sein Haupt. Lange sprach er nichts, Dorothy wäre am liebsten in den Boden versunken. Keinen Blick wagte

sie auf den Priester zu werfen. Sie kämpfte den harten Kampf zwischen Glauben und Genießen. Der Glaube verbot ihr, diesen Mann zu heiraten; das Verlangen nach Genuß und Ehre malte ihr jedoch die verlockendsten Bilder aus. „Dorothy“, begann der Priester nun. „Hast Du es Dir überlegt, was Du tun willst? Einen nicht-katholischen Mann willst Du nehmen? Bedenkst Du das Argernis, das Du gibst, Du als Präfektin? — Und weißt Du auch, welche Bedingungen an eine gemischte Ehe geknüpft sind? —“

Dorothy schwieg noch immer und wußte keine Antwort zu geben. Leise sagte sie nur: „Er will alle Bedingungen erfüllen.“ Der Priester sah nun, daß sie wirklich gewillt war, eine Mischehe einzugehen, und er fragte sie nur noch, ob er „willig“ die Bedingungen erfüllen wolle. Das jedoch mußte Dorothy verneinen, denn sie hatte lange mit ihm ringen müssen, bevor er alles zugab.

Des Priesters Herz war übervoll von Leid, und er konnte Dorothy nicht verstehen. Er mahnte sie mit dringenden Worten, von diesem Schritt abzusehen. Uner schöpflich war seine Geduld, mit der er ihr den Kampf schilderte, den sie ihr ganzes Leben haben werde. Aber alles schien zwecklos zu sein. Dorothy war entschlossen, diesen einmal Erwählten zu heiraten. Ihr war es zu verlockend, daß sie die Frau eines Halbweißen sein sollte, die Frau eines Geschäftsführers einer berühmten Firma. Sie sah nicht, daß ein Halbweißer und eine Schwarze nie wahrhaft glücklich sein können. Beide waren in augenblicklicher Leidenschaft verblendet. Dazu kam noch, daß ihre Tante sie zu dem Schritt ermutigte, denn sie hoffte dann, daß auch ihre Kinder durch die glänzende Partie ihrer Nichte eine bessere Aussicht für ihre Zukunft hätten. —

Dorothy war vermählt. Die Vereinsmitglieder bedauerten die Verwirrung ihrer Präfektin und vergaßen ihrer nicht im Gebete. Sie bezog einen ganz anderen Stadtteil und war in ihrer alten Umgebung bald vergessen. War sie nun glücklich? Es schien so. Aber es war anders.

Ihr Gatte war ein großer Naturfreund und wollte jeden Sonntag hinaus ins Freie. Dorothy machte ihm Vorstellung, daß sie erst einer heiligen Messe beiwohnen wolle, dann sei sie gern bereit, mit ihm hinauszugehen. Im stillen jedoch blutete ihr das Herz, denn sie gedachte, wie gern sie als Marienkind nach der Frühmesse nochmals ins Hochamt ging, und nun mußte sie schon vier Wochen nach der Hochzeit auf alles verzichten. Ihre Vorstellungen riefen eine direkte Auseinandersetzung hervor, denn schon machte er ihr Vorwürfe, daß sie den einzigen Tag in der Woche, an dem er daheim war, in der Kirche zubringe. Dorothy hingegen wies darauf hin, daß sie nicht den ganzen Tag in der Kirche zubringe, sondern höchstens

eine Stunde. Der erste Schatten war nun schon auf das Glück der jungen Leute gefallen. Wie können auch zwei glücklich sein, die im innersten Herzen doch nicht einig sind? Niemals kann eine solche Ehe glücklich sein.

Die Geburt des ersten Töchterchens brachte einen neuen Sturm über Dorothy. Der Vater wollte nicht, daß sein Kind ein Papstanbeter, wie er sagte, sei und verweigerte die Taufe. Die Mutter hingegen bestand darauf, daß das Kind getauft werden müsse. Bald gab es zornige Auftritte, bald trotziges Schweigen von seiten ihres Gatten. Keine frohe Stunde war ihr mehr vergönnt. Ging der Vater zur Arbeit, dann neigte sie sich über ihr einziges Kind, das sie in ihrem Schoße barg, und weinte bittere Tränen. Tränen, Kreuz und Leid waren ihr Anteil. Sie nannte ein schönes Haus ihr Eigen, war fast europäisch eingerichtet, doch es fehlte das häusliche Glück. Ihr Töchterchen Mary wuchs heran und hatte fast das dritte Lebensjahr erreicht. Die Mutter hielt es nun nicht mehr länger aus, ihr Kind ohne die heilige Taufe zu wissen. Mit jedem Blick, den sie auf ihr Kind heftete, ging es ihr gleich Messerstichen durch die Seele. Gewissensbisse ließen ihr keine Ruhe mehr, und eines Tages trug sie ihr Kind heimlich zur Taufe. Sie wußte wohl, daß dieser Schritt einen neuen Sturm heraufbeschwören werde, denn über kurz oder lang werde er es doch erfahren, daß sein Kind eine Christin sei. Dorothy war sich all dessen bewußt und sah ruhig diesem Kampf entgegen. Lieber wollte sie für ihr Kind mit ihrer Hände Arbeit durchs Leben gehen, als daß sie es als Heidin aufwachsen ließe. Sie atmete befriedigt auf, als das Wasser der Wiedergeburt ihr Kind in ein Gotteskind umwandelte, und nahm dann ihr gewohntes Leben wieder auf.

Wie ein Rasender gebärdete sich ihr Gatte, als er wahrte, daß seine Frau das Kind hatte taufen lassen. Dorothy sprach nicht ein Wort. Still und ruhig ließ sie alles über sich ergehen, bis auch ihr Gatte des Lobens müde wurde. Diesem Sturmauftritt folgte eine sonderbare drückende Ruhe. Tage vergingen. Keiner sprach ein Wort. Der Stolz des Gatten bäumte sich auf, denn er war allgemein als stolzer Prässer bekannt. Dorothy ahnte nichts Gutes. Ihr war es so beklommen zumute, und sie sah keinen Ausweg. Da trat eines Tages ihr Gatte zur ungewohnten Tageszeit ins Zimmer. „Meine Firma errichtet in N. eine Zweigniederlassung, und dort gehe ich hin. Du hast das Haus. Eine Unterstüzung werd ich Dir zukommen lassen. Doch mein Haus werde ich nicht eher betreten, bis ich der Herr im Hause sein kann“, sprach er kurz und bündig und verließ wieder das Zimmer. Dorothy war allein. Sollte sie weinen — sollte sie froh sein, daß nun der Streit ein Ende habe? Nein, — sie konnte nicht froh sein, denn sie wußte,

daß Mann und Frau, verbunden durch das Sakrament der Ehe, zusammen gehören. Was sollte sie tun? —

In bang durchwachten Nächten reifte in ihr der Entschluß, das Haus zu vermieten, des Gatten Unterstützung für ihr Kind anzulegen und sich und ihr Kind durch ihrer Hände Arbeit zu ernähren. Sie war zu stolz, um von ihrem Gatten aus Gnade und Barmherzigkeit erhalten zu werden; und die Miete des Hauses und das evtl. zu erhaltende Geld des Gatten werden ihrem Kind später einmal gut tun. Schon den nächsten Tag betrat sie das Zimmer des Priesters, der sie vor Jahren gewarnt hatte. Gedemütigt in der Schule der ausgestandenen Leiden bat sie ihn um Rat, und der Priester, der im stillen Dorothys Lebensbahn verfolgt hatte, war gern bereit, ihr zu helfen, denn war doch all der Kampf, den sie führte, nur ein Kampf um den Glauben gewesen. Sie mußte für ihren Glauben kämpfen, mußte leiden, mußte opfern. Ruhig hörte der Priester zu, was Dorothy nun vor hatte und stimmte dann ihrem Vorhaben bei, daß sie die Stadt verlasse, denn zu groß waren die Gefahren gewesen, denen sie ausgesetzt war. Die Verwandtschaft von seiten ihres Gatten war protestantisch und ihre Umgebung, in der sie wohnte, war mohammedanisch. Voller Mitleid mit der schwergeprüften, aber glaubensstarken Frau versprach der Priester, sich für sie auf einer Missionsstation zu verwenden.

Bald war Dorothy unter den Fittichen einer katholischen Mission geborgen. Sie wurde den Schwestern nun Stütze und Hilfe. Zu jeder Arbeit war sie bereit, und nie entschlüpfte ihr ein Wort der Klage. Mary wuchs heran und durfte die Missionschule besuchen. Sie wurde bald der Liebling aller. Auf Dorothy hingegen lastete immer der Druck des Getrenntseins von ihrem Gatten. Dort im Missionskirchlein konnte man sie oft nach getaner Arbeit finden; dort flehte sie für ihn und eiferte auch ihr Kind an. Mutter und Kind wetteiferten, die Bekehrung des Vaters zu erfliehen. Doch bald erkrankte Mary. Der herbeigerufene Arzt erklärte eine Operation für notwendig. Wie bangte das Mutterherz um ihr einziges Kind! Sie ergab sich wieder in Gottes heiligen Willen und überließ das Kind dem Arzt, der es mit seinem Auto ins nächste Hospital der Stadt X. brachte. Ruhig und ergeben lag die Kleine in ihrem Bettchen. Immer kehrten ihre Gedanken zu den Schulgespielinnen auf der Mission, zu ihrer Mutter und den Schwestern zurück.

Die Operation war glücklich verlaufen, und Mary war auf dem Wege der Besserung. Froh und heiter spielte sie schon mit andern Kindern im Garten. Sie wußte nicht, daß von einem der großen Fenster die Blicke eines Fremden auf ihr ruhten, sondern gab sich unbefangen ihren Spielen hin. Nur griff sie

150

von Zeit zu Zeit zwischen die Falten ihres Kleidchens, denn darin lag etwas Kostbares verborgen. Ja, ihre Tasche barg den letzten Brief ihres lieben Mütterchens, den sie zu ihrem Geburtstag erhielt. Mit kindlicher Verehrung bewahrte sie Mutters Briefe als die größten Schätze, und sie freute sich, daß sie nun bald zur Mutter eilen durfte.

Noch immer ruhten des Fremden Blicke auf dem Kind. Gestern erst wurde er hier eingeliefert, da er bei einem Auto-unfall verunglückt war. Jedoch seine Verletzungen waren nicht so gefährlich, wie es auf den ersten Blick schien, und er konnte schon am nächsten Tage das Bett verlassen. Nun hatte er den ganzen Tag dieses Kind beobachtet. Immer zog ihn etwas zu dem Kind, aber nie versuchte er, es anzureden. Ein geheimes „Etwas“ zog ihn an, und ein ebenso geheimes „Etwas“ flößte ihm eine gewisse Scheu vor dem Kinde ein. Lange stand er so am Fenster; dann entschloß er sich, dem Kinde nachzugehen.

Mary spielte ahnungslos mit den andern Kindern und eilte gerade mit Windeseile im Wettlauf durch die Gartenwege, als der unbekannte Beobachter den Garten betrat. In Gedanken versunken ging er langsam den davoneilenden Kindern nach. Da stockte sein Fuß. Auf dem Boden lag ein weißes Kuvert. Er hob es auf — sein Blick — fiel auf seinen eigenen Namen. — „An Mary Green“ — hieß es. Mechanisch, wie von geheimer Macht getrieben, öffnete er den Brief und las die Wünsche einer Mutter für ihr Kind. — Dann aber hielt er inne, denn voll inniger Liebe sprach eine Mutter zu ihrem Kind von dem Vater — dem Vater, der sie verließ. „Wie, mein Kind, Du darfst bald heimkommen? O, wie ich mich freue. Dann wollen wir ein Herz und eine Seele sein, um für den Vater zu beten. Vergiß nie, mein Kind, Deinen lieben Vater in das Abendgebet einzuschließen.“ So und noch viel mehr schrieb die Mutter. Und der, der es las, war der Vater. Gott hat es zugelassen, daß der Brief in seine Hände fiel. Nun dämmerte in ihm die Erkenntnis: Die Religion, die eine Verstoßene so sprechen lehrt, so lieben lehrt, muß doch wahrlich etwas Göttliches sein, und eine heiße Sehnsucht erfüllte ihn nach diesem göttlichen Glauben. Gottes Gnade klopfte an das Herz des stolzen Mannes. Wird er seinen Stolz beugen?

Ganz in Gedanken versunken steht er da, als er plötzlich Kindertritte und Kinderstimmen herannahen hört. Rasch faltet er den Brief zusammen und will von den Kindern den Eigentümer herausfinden. Nun wußte er, was ihn immer zu jenem Kind hinzog, denn er konnte sich nun leicht erklären, wer der Eigentümer des Briefes war. Hastig griff das Kind nach dem Brief, den ihr der fremde Mann entgegenhielt, und ahnte nicht, daß er ihr Vater war. Erst, als sich alle Kinder entfernt hatten, dann erst gab er sich seinem Kind zu erkennen.

Mary schaute anfangs von der Seite ganz verstohlen zu ihm auf, dann sagte sie: „Ich hab's ja gewußt, daß Du es sein mußt, denn als ich Dich sah, hab' ich Dich gleich so lieb gehabt.“

Voll Glück und Wonne neigte er sich zu seinem Kind hernieder. Bald lag des Kindes Köpfchen wohlgeborgen an der Brust des Vaters. Doch nachdem die erste Wiedersehensfreude vorüber war, sagte Mary: „Aber Vater, ich muß Dich Mutter als Geschenk mitbringen. Komm, gehen wir doch morgen nach Hause!“

Erst schwieg der Vater; dann sagte er zu ihr: „Aber, Liebling, wird die Mutter mich auch noch haben wollen?“ Das hatte ihm Mary nun bald beigebracht, daß die Mutter schon auf ihn warte und er direkt den folgenden Tag zu ihr müsse.

Ganz unerwartet öffnete sich die Tür des Bügelzimmers im Schwesternhaus der Mission, und herein stürmte Mary und fiel ihrer Mutter direkt um den Hals, immer wiederholend: „Mutter, ich hab' Dir ein großes Geschenk mitgebracht. Komm heraus!“ Nicht nachgebend zog sie die Mutter hinaus, und da — welch ein Wiedersehen — erwartete sie ihr Gatte.

„Dorothy, ich komme nun, Dich zu fragen, willst Du Herrin meines Hauses sein“, war alles, was der Gatte sagen konnte. Dorothy hatte nur einen dankbaren Ausblick zum Himmel. Aberströmende Freude erfüllte ihr Herz, als ihr Gatte ihr seinen Entschluß mitteilte, daß er mit ihr das Glück jenes göttlichen Glaubens teilen möchte, der sie alles ertragen lehrte. Ihre erprobte Glaubenstreue habe ihm den Weg zur Kirche gebahnt.

„Treu im Glauben, treu im Lieben, treu im Leiden“, war nun der Wahlspruch ihres neuen Lebens!

Es bringt keinen Schaden

Ein kinderreicher, sehr fleißiger, armer Mann wurde vom Pfarrer erinnert, auch mal in der Woche die hl. Messe zu hören. „Ach,“ antwortete er, „das können wir nicht, wir müssen ja jeden Augenblick zusammennehmen, um einen Pfennig zu verdienen.“

„Nun, so probiert's einmal,“ entgegenete jener, „schickt einmal einen Monat lang zwei Kinder in die hl. Messe, wenn es dann mit Eurem Geschäft zurückgeht, so kommt zu mir, ich will Euch sofort alles ersetzen.“

Der Mann nahm den Antrag an. Er sandte täglich zwei Kinder in die hl. Messe; er selbst konnte es Geschäfte halber unmöglich. Nach Ablauf eines Monats aber sandte er sämtliche Kinder, denn jener Monat war seit vielen Jahren der beste für ihn gewesen. Durch das Anhören der hl. Messe und seine fleißige Arbeit brachte er es auf einen grünen Zweig. Was aber die Hauptsache ist, alle Kinder wuchsen brav und religiös heran.